

2029

Sissi und die Dritte Republik

Der zweite Roman von Hubert Anders

Über das Buch

Nein, das ist kein Sissi-Roman, und es geht auch nicht um die gute alte Zeit!

Österreich 2029: Es ist Wahljahr. Und Kanzler Kurt Bast ist nicht nur durch seine Vizekanzlerin Fiona Fayot in Bedrängnis, die ihn medial an die Wand spielt.

Aber was hat das mit Sissi zu tun? - Nun, das war ein Einfall ihrer Wahlkampfmanager. Fiona heißt mit zweitem Vornamen Élise, daraus wurde flugs eine Sissi. Mit Doppel-s, so wollte es „Wir Alle“, die auflagenstärkste Zeitung des Landes. Einen Franz gibt es auch, aber der spielt nur eine Nebenrolle, schließlich sind wir im 3. Jahrtausend.

Lesen Sie, wie eine starke Frau die Gelegenheit am Schopf packt und nach der Macht im Staat greift!

Dieses Buch ist die Fortsetzung von Hubert Anders' Erfolgswerk "2028 - Liebe, Macht und Bürgergeld". Treffen Sie auch Victor Csalodas, Carina Sperl und die anderen liebenswerten Charaktere wieder, die ihren Alltag im 21. Jahrhundert mehr oder weniger gut bewältigen.

2029

Sissi und die Dritte Republik

Der zweite Roman von Hubert Anders



HA!

*** Leseprobe ***

Bildnachweis: alle Bilder beruhen auf lizenzfreien Bildern von
www.pixabay.com und www.wikipedia.org.

Bibliographische Information der deutschen Nationalbibliothek:

Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 Hubert Anders

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-7347-5195-0

*** Leseprobe ***

Dieses Buch ist
„Unserem Herrn Bundespräsidenten“ 1974 - 1986,

Dr. Rudolf Kirchschräger

in ehrendem Andenken gewidmet.

Danksagung

Danke an Clara, Erik, Johannes, Melitta und Peter, die Rezensenten der ersten Stunde; Sabine und Thomas für ihre Anregungen; und nicht zuletzt nochmals Peter, der sich darüber hinaus der Mühe akribischen Korrekturlesens unterzog und zahlreiche inhaltliche Anmerkungen beisteuerte.

Ein „Fräulein, das die Schreibearbeit erledigte“, habe ich auch für meinen zweiten Band nicht gefunden ...

Inhalt

Vorwort	
Prolog	
Einschub: um was geht es hier eigentlich?.....	
Im Keller	
Auf dem Berg.....	
Geheime Nachrichten	
Am Telefon	
Zu Dreikönig	
Frost im Wald- und Weinviertel	
In der Loge.....	
Franz und Sissi?	
Ein Mann und zwei Frauen	
Eine Entscheidung	
Ein Begräbnis.....	
Aussprachen	
Eine Zusage.....	
Ein Beschluss	
Eine Staatshochzeit	
Erleichterung.....	
Schach der Regierung.....	
Eine laue Sommernacht	
Nicht nur ein Neubeginn	

Eine Konfrontation	
Eine geschäftliche Begegnung	
Wahltag	
Analysen	
Spekulationen und ein Auftrag.....	
Wendungen	
Eine Bundeskanzlerin	
Ein Fest der Liebe	
Epilog.....	
Personenverzeichnis.....	
Personen nach Vornamen	
Institutionen, Medien alphabetisch	
Topographische Bezeichnungen.....	
Austriaka	
Bezeichnungen	
Transkriptionen wörtlicher Reden	
Anhang: Sachliche Erläuterungen	
Zum Begriff der „Dritten Republik“	
Das österreichische Wahlrecht.....	
Die erste Bundeskanzlerin der Republik.....	
Warnhinweise	

Vorwort

Zwei Jahre sind seit dem Erscheinen von „2028 – Liebe, Macht und Bürgergeld“ vergangen. Zwei Jahre, in denen die österreichische Innenpolitik sich in erstaunlich vielen Aspekten in eine sehr ähnliche Richtung entwickelt hat, wie ich es damals schon vorhergesehen habe. Denken Sie an Kanzler Kurt Bast oder die Marginalisierung der Sozialdemokratie.

Mein zweiter Roman beschäftigt sich mit einem anderen Thema: Mit der Ablöse demokratisch legitimierter Politik durch eine Showveranstaltung, von Oligarchen gelenkt, die selbst nicht im Licht der Öffentlichkeit stehen. Austauschbare Marionetten besorgen die mediale Inszenierung, während an ihnen von oben, vom Schnürboden gezogen wird.

Wie schon im ersten Roman, interessiert mich auch hier vor allem eines: Wie wirkt sich dieser Paradigmenwechsel auf die Menschen aus: die Akteure, ihre Marionetten und – am Wichtigsten – diejenigen, die davon betroffen sind und ihr Leben danach einrichten müssen.

Lesen Sie selbst, wie es unseren Helden 2029 ergangen ist. Oder ergehen wird. Je nachdem halt.

Hubert Anders, im August 2019

P.S.: Die Warnhinweise zur sicheren Anwendung muss ich Ihnen noch ans Herz legen. Seite 209, wer mag ...

Im Keller

Wien-Innere Stadt, 15. November 2028, 18:45

Bernd Birkenkiesel war bereits schlechter Laune, als sein Wagen vor dem Seiteneingang eines Wiener Gründerzeitpalais am Rande der Wiener Innenstadt vorfuhr. Er hatte ja normalerweise für die Allüren des Alten ein gewisses Verständnis – aber die Bude einer CV-Verbindung, wohl in einem dem angebrochenen Studienjahr an der nahen Universität entsprechenden Zustand? Er selbst hatte der Folklore von Studentenverbindungen, egal welcher Weltanschauung, nie nur das Geringste abgewinnen können, und ausgerechnet katholisch auch noch? Aber es schien wichtig zu sein, und die Landeshauptfrau hatte unmissverständlich klar gemacht, dass sie den Wünschen des Alten entsprechen würde. Nun – er seufzte innerlich und grübelte wohl zum hundertsten Mal vergeblich darüber nach, warum die Bevölkerung des größten österreichischen Bundeslandes diese Person gerade wieder mit absoluter Mehrheit im Amt bestätigt hatte. Er stieg aus, wies seinen Fahrer knapp an zu warten und ging widerwillig auf die rostige Eisentür zu, die einen Spalt breit offenstand. Der muffige Geruch des feuchten Kellerlokales, vermischt mit kaltem Rauch und allerhand anderen Gerüchen, deren Genese er nicht so genau auf den Grund gehen wollte, umging ihn augenblicklich. Er stieg die abgetretene, von einer einzelnen trüben Glühbirne beleuchtete Treppe hinunter, stieß eine mit einem verblichenen Wappen dekorierte Türe auf und fand sich in einem der typischen Kellerlokale wieder, wie sie von den zahlreichen Verbindungen der großen Universität Wien benutzt wurden.

Er blickte sich um. Mehr noch als das Ambiente irritierte ihn der Umstand, dass der Ort vollkommen verlassen schien. Der Alte hatte zwar seine Macken, aber Unpünktlichkeit gehörte nicht dazu. Also – was sollte das? Birkenkiesel ging rasch weiter, entlang der großen Bar, die die rechte Seite des Raumes beherrschte. Plötzlich, wie aus dem Nichts, stand ein Bursch vor ihm. „Herr Kommerzialrat Birkenkiesel?“ – Birkenkiesel nickte unwillig. „Wenn Sie mir bitte folgen wollen?“ Ohne Titel ging wohl nichts bei diesen Schnöseln, dachte er, und Akademiker war er halt mal nicht, doch was blieb ihm übrig? „Herr Kommerzialrat Birkenkiesel“, meldete der Bursch an der Türe eines Extrasalons. „Ja, ja“, hörte er da schon die schnarrende Stimme des Alten. „Horst, du kannst jetzt gehen. Danke.“ „Horst“ – Birkenkiesel schüttelte den Kopf. Doch dann straffte er die Schultern, rang sich ein gewinnendes Lächeln ab. Er hoffte, dass er es so jugenhaft hinbekam, wie es seinem sorgsam gepflegten Image entsprach, und betrat rasch den Salon. „Johanna?“ – er nickte der Landeshauptfrau zu, sie hasste Handschläge und erwiderte nur stumm seinen Gruß. „Wolf“ – er klopfte dem Alten auf die Schulter, der wie immer zusammengekauert auf einem Stuhl saß. „Was verschafft mir die überaus große Freude, euch in diesem wahrhaft staatstragenden Ambiente zu treffen?“ „Vertraulichkeit.“ Birkenkiesel seufzte, er wusste, dass das CFB den – durchaus zutreffenden – Argwohn hegte, es gäbe in der AÖ-Parteizentrale umfassende Abhörmöglichkeiten. Daher traf man sich an wechselnden neutralen Orten, was Birkenkiesel bisweilen mit der Überprüfung gehörig ins Schwitzen brachte. Doch bisher war alles sauber gewesen.

Bernd kommentierte das Thema nicht weiter, sondern setzte sich ungebeten in einen Lehnstuhl vis-a-vis des Alten. Man wollte offenbar etwas von ihm, er wartete ab, bis die andere Seite das Gespräch begann. „Kurt“, sagte der Alte plötzlich und unvermittelt. Bernd musste nicht lange überlegen, der

Boulevard hatte den Kanzler abgeschrieben. Fiona Fayot, die Vizekanzlerin seines AÖ, hatte die politische Bühne für sich allein, der Koalitionspartner war wohl gezwungen zu handeln.

Bernd sagte nichts und rekapitulierte rasch die Bewertungen, die ein interner Strategieausschuss des AÖ schon längst vorbereitet hatte. Dass der Kanzler fällig war, war kein großes Geheimnis, ebenso wenig, dass das CFB keine sonderlich guten Alternativen hatte. Er war also gespannt, was dem Koalitionspartner eingefallen war und welchen Preis sie zu zahlen bereit waren, um einen Bruch der Koalition und sofortige Neuwahlen zu verhindern.

„Reden wir nicht herum, mit Kurt können wir nächstes Jahr nicht mehr in einen Wahlkampf ziehen, wir brauchen ein frisches Gesicht. Ich vertraue darauf, dass wir eine Lösung finden werden, die Euch das Einhalten des Koalitionspaktes möglich macht.“ Nun gut, das sparte unnützes Herumgerede, Bernd schätzte die Landeshauptfrau für ihre Geradlinigkeit, wenngleich ihre schneidende Stimme ihm, dem sonst Abgebrühten, immer noch kalte Schauer über den Rücken jagte. „Ihr habt das AÖ als verlässlichen Partner mit Handschlagqualität kennengelernt. Wir haben uns noch nie vernünftigen Vorschlägen verschlossen.“ Und außerdem – so viele Alternativen haben wir auch wieder nicht als euch Kerzlschlucker-Partie, dachte er bei sich. Bei der Idee, mit den Resten von Sozialdemokratie und Grünen ein Regierungsprogramm aushandeln zu müssen, krampfte sich in ihm alles zusammen, da stand vor allem die Abschaffung des Bürgergeldes zur Diskussion. Verkehrt, ganz verkehrt aus seiner Sicht.

„Naja, seit ihr Fiona habt ...“ Die Landeshauptfrau lächelte säuerlich. Auch wenn sie aus feministischem Kalkül immer hinter Fiona Fayot gestanden war: Die Art, wie sich diese über jede Politräson hinwegsetzte und die Leichtigkeit, mit der sie die

Medien in ihre gewünschte Richtung lenkte, war ihr unheimlich.

Bernd beschloss, seinen Unwillen über die Inszenierung nicht mehr zu verbergen. Er stand auf. „Kommt bitte zur Sache. Ansonsten ruft mich an, wenn ihr so weit seid.“ Er machte Anstalten, den Salon zu verlassen. Der Alte blickte ihn fassungslos an, doch die Landeshauptfrau wusste, wann es genug war und dass sie ohnehin sehr schlechte Karten hatte. „Bernd, bitte bleib und hör dir an, was wir zu sagen haben.“

Zehn Minuten später war es an Bernd, seine Fassungslosigkeit mühsam zu verbergen. Franz Wieser, auf die Idee waren seine phantasielosen Strategen erst gar nicht gekommen, ebenso wenig wie er selbst, wie er sich eingestehen musste. Ihre Beziehung zu ihm offizialisieren, mit einem „First Couple“ in den Wahlkampf ziehen, vorher noch eine pompöse Staatshochzeit ... Und das 111 Jahre nach der Abdankung der letzten Feudalherren. Doch das wahrhaft Absurde war ... es schien ihm nicht a priori unmöglich, dass das Staatsfernsehen, „Wir Alle“, die katholische Kirche da mitspielen würden.

Aber viel wichtiger: was waren seine Alternativen? So wie Fiona positioniert war, konnte er kaum selbst einen Koalitionsbruch anzetteln. Und war dieser Plan mal an der Öffentlichkeit, würde mit Ausnahme der Linken und des „Tellerrandes“, ihres auf infantiles Lachspapier gedruckten jämmerlichen Surrogates eines „Zentralorgans“ aus besseren Tagen, niemand ernsthafte Einwände dagegen erheben. Dazu kam – das würde nur mit und wegen Fiona funktionieren, also würde dem CFB nichts anderes übrigbleiben, als fair und nach seinen Regeln zu spielen. Wenn er Fiona im Griff behalten würde. Was der schwierigere Teil daran war, das war ihm schmerzlich bewusst.

„Nun gut“, sagte er schließlich, „das klingt ja alles nicht uncharmant. Sofern es gelingt, den beiden den Plan schmackhaft zu

machen.“ – „Geh Bernd, ich sehe da kein Hindernis, Franz ist nicht wie dieser – Werbegraphiker – den sie eine Weile amüsant fand.“ Sinnlos, dagegen zu argumentieren, dachte Bernd, das wahre Problem mit den CFB-lern war, dass sie sich tatsächlich als rechtmäßige Feudalherren über die Republik sahen. Und sechs seit Jahrzehnten stabile Landeshauptleutesessel stärkten dieses Selbstbewusstsein ungemein. Zeit, ihnen noch einen kleinen Dämpfer zu verpassen: „Aber gratis ist das nicht. Ein Ministerium für uns, bevorzugt Finanzen.“ Nicht einmal ein verbleibendes Jahr war nicht viel, aber es wäre töricht gewesen, es billiger zu geben, und die Rufe aus den CFB-geführten Ländern nach Wiedereinführung bestimmter Sozial- und Familienleistungen wurde lauter. Wenn er die Chance bekam, das hintanzuhalten, würde er sie ergreifen.

„Ich denke, die Details des Übereinkommens sollte eine Arbeitsgruppe ausarbeiten. Wenn wir uns über das strategische Ziel einig sind, werden sich die Personalien finden.“ Nach zehn Minuten zermürender Feilscherei hatte man sich provisorisch auf einen Staatssekretär im Finanzministerium für AÖ geeinigt. Bernds Blick begegnete dem ihren, sie sahen einander lange an. Nein, sie würde nicht falschspielen. „Fair, aber keine öffentlichen Manöver, bevor deren Ergebnisse vorliegen.“ Er hielt ihrem Blick stand und streckte seine Rechte aus: „Und maximal zwei Wochen. Länger haltet ihr das nicht mehr durch.“ – „Fair genug“, gab sie zurück und ergriff seine Hand.

Nun, das würden arbeitsreiche zwei Wochen werden, aber richtig gespielt, konnte so das AÖ auf ein Jahrzehnt seine Macht einzementieren. Wenn Fiona mitspielte. Und auch sie war nicht dumm. Nun – das würde schon klappen.

„Johanna, Wolf“ – er verneigte sich knapp in Richtung der Angeschprochenen. „Ich finde den Weg.“

In der Loge

Wien-Josefstadt, 6. Februar 2029, 18:30

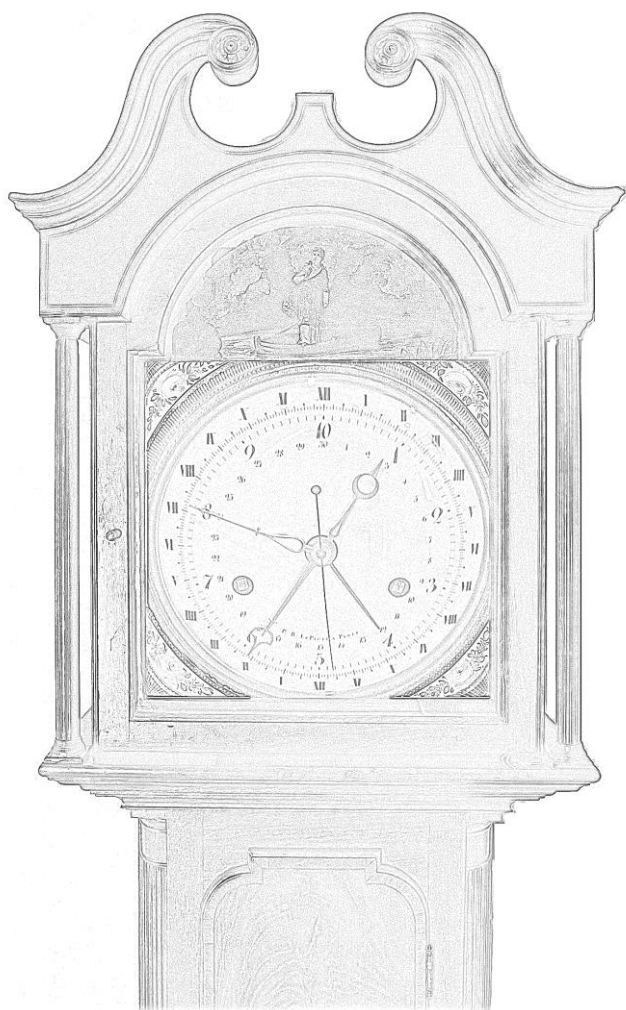
Robert Wassermann fühlte sich nicht wohl in dem schwarzen Anzug, den er sich extra für den Anlass gekauft hatte. Er fand auch das ganze Arrangement lächerlich, doch überwog letztlich die Neugierde, was es mit dieser „Loge“ auf sich hatte, auf die Peter Mühlbauer immer wieder zu sprechen kam. Die beiden Männer waren ja bereits in konspirativer Weise verbunden, seit Mühlbauer Robert dazu gebracht hatte, die Konfiguration des Internet-Überwachungssystems IntGuard so zu manipulieren, dass die präventive Datenaufzeichnung über unbescholtene Bürger zumindest wesentlich reduziert war. Mühlbauer hatte ihn erst dazu angestiftet und dann die Manipulation durch Fälschung digitaler Signaturen verschleierte.

Man hatte sich seitdem immer wieder einmal zwanglos getroffen – Mühlbauer, ein Oberst der österreichischen Staatspolizei, wollte natürlich Robert, den er aufgrund seiner Beziehung zu einem Mann und seiner eigenbrötlerischen Lebensweise für labil und exponiert hielt, nicht aus dem Auge verlieren. Schließlich hatte Mühlbauer sich weiter vorgewagt und in zunächst vagen Andeutungen von der „Loge“ erzählt, die den Idealen bürgerlicher Freiheit verpflichtet war und diese nicht nur theoretisch, sondern auch durch Aktionen wie eben diese im Keller zu schützen und mehren trachtete.

Pünktlich zur vereinbarten Zeit fuhr eine schwarze Limousine an der Bushaltestelle vor, die ihm als Treffpunkt genannt worden war. Bevor Robert sich nicht der Loge verpflichtet hatte, solle er sich nicht mit unnötigem Wissen belasten, hatte Mühlbauer gemeint, dementsprechend waren die Fenster im Fond der Limousine mit Vorhängen verhängt, ebenso wie die Scheibe

zum Fahrerabteil. Robert verlor Zeit- und Raumgefühl, als die Limousine scheinbar ziellos durch das Stadtgebiet fuhr und schließlich über eine steile Rampe in eine Tiefgarage abtauchte. Der nüchterne Betonkeller bot keinerlei örtliche Anhaltspunkte, ebenso wenig wie das Gründerzeit-Stiegenhaus, durch das sie schließlich zu einer unscheinbaren doppelflügeligen Wohnungstür gelangten. Mühlbauer ließ ihn in einen dunklen Vorraum eintreten und schloss die Tür hinter sich wieder sorgfältig ab.

Eine seltsame Uhr mit einem zehngeteilten Zifferblatt zog Roberts Aufmerksamkeit in Bann. „Sie als Informatiker erkennen sicher sofort, was das ist“, bemerkte Mühlbauer, „doch erst einmal: Herzlich Willkommen in den Räumen der Loge ‚Zu den drei Freiheiten‘.“ – „Dezimalzeit“, gab Robert stolz zurück, ein Blick auf seine Armbanduhr und ein wenig Kopfrechnen hatten ausgereicht zu erkennen, worum es da ging. „Tägliches Brot in den meisten gängigen Computersystemen, die Umrechnung in Stunden, Minuten und Sekunden dient da nur dem menschlichen Anwender.“ – „Ja, aber das Konzept ist schon deutlich älter, sie wurde bereits während der französischen Revolution einige Jahre verwendet. Der Tag hat 10 Stunden, die Stunde 100 Minuten, die Woche 10 Tage.“ – „Ja, und die Monate hatten auch merkwürdige Namen wie – Germinal.“ Robert erinnerte sich an ein Theaterstück, das er wohl einmal im Rahmen des „Theater der Jugend“-Abonnements gesehen hatte, zu dem ihn seine Eltern stets genötigt hatten. „Ja, den Revolutionskalender verwenden wir auch, allerdings sind wir für praktische Zwecke wieder zum gregorianischen Kalender zurückgekehrt. Es ist auf Dauer zu mühsam, sich an wechselnden Wochentagen zu treffen. Letztlich ist es ja hauptsächlich die Symbolik, um die es geht. Aber unsere Arbeiten beginnen traditionell zur 8. Stunde DT, wir haben noch etwas Zeit.“



Dezimaluhr in der Loge „Zu den drei Freiheiten“

[...]

Robert blickte um sich. Nach all dem, was er sich in seiner Phantasie zusammengereimt hatte, war er ein wenig enttäuscht. Der Raum war nach Art eines Clubraumes möbliert, es gab Sofas, Fauteuils, mit kleinen Tischchen zu Sitzecken gruppiert, eine Bar und einen großen Tisch, an dem er gerade stand. Über der Stirnseite des Raumes war ein Band mit den Worten „Liberté – Fraternité – Egalité“ an die Wand gemalt, ansonsten war das einzige auffällige Möbelstück eine altertümliche, laut tickende Pendeluhr, die ebenso wie die elektrische Uhr im Vorraum Dezimalzeit auf einem zehngeteilten Zifferblatt anzeigte. Ein Steckkalender daneben zeigte das Revolutionsdatum sowie die Zahl 1524 – es mochte die fortlaufende Nummer der Logensitzung sein. Bei wöchentlichen Sitzungen musste die Loge daher in den 90ern des vorigen Jahrhunderts gegründet worden sein, rechnete er rasch bei sich.

[...]

Es war schon spät, sein Glas schon einige Male wieder angefüllt worden, als Robert sich mit zwei Damen in einer gemütlichen Sitzecke wiederfand. Er war durch den ungewohnten Alkohol und die ebenso ungewohnte Situation ziemlich aufgekratzt, und bald hatten die beiden ziemlich alles über ihn herausgefunden, was es so zu wissen gab. Es entging ihm auch völlig, dass die beiden wissende Blicke austauschten, bevor sich die ältere erhob und mit den Worten „Es wird Zeit für mich, aber habt noch Spaß“ verabschiedete. „Auf Wiedersehen, Bürgerin Leonore“, sagte Robert ein wenig steif, was die beiden zu einem Kichern veranlasste, das Robert ein wenig verunsicherte. „Ciao, Robert, und ciao, Bettina.“ – „Ciao Mama, werden wir haben“, gab die Angesprochene zurück und verabschiedete die Ältere mit einem Kuss auf die Wange.

„Mama?“, fragte Robert verwirrt, als Leonore entschwinden war. „Ja“, kicherte Bettina, „sie ist zwar nicht mehr ganz so jung, wie sie aussieht, aber ... sie hat in ihrer Jugend nichts anbrennen lassen.“ Robert blickte sich um – so wie es aussah, waren sie die einzigen, die in der Loge verblieben waren. Bettina bemerkte seinen Blick und seine aufkommende Unsicherheit, sie rückte ein wenig näher und legte sachte eine Hand auf die seine. Die Berührung ließ Robert schaudern – er hatte von frühester Jugend an Schwierigkeiten gehabt, zu Frauen Zugang zu finden, und seine Affären mit Männern waren weniger echter Neigung geschuldet als der Unfähigkeit, auf Frauen zuzugehen, und seiner Angst vor weiteren Verletzungen. So blickte er sehr unsicher in Bettinas blitzende Augen.

„Komm, die Party hier scheint ohnehin zu Ende zu sein“, sagte diese leichthin und nahm den verdutzten Robert einfach an der Hand. Auf dem Weg aus dem großen Logenraum nahm sie noch eine frische Flasche Rotwein mit, doch sie führte ihn dann nicht zurück in den dunklen Vorraum, sondern einen Korridor entlang, bis sie in einem etwas plüschigen Schlafzimmer mit offenbar frisch bezogenem Doppelbett ankamen. „Angst?“, fragte Bettina immer noch kichernd, als sie in sein fassungsloses Gesicht blickte. „Doch nicht vor mir, oder?“ Mit diesen Worten legte sie ihm einfach ihre beiden Arme auf die Schultern und schmiegte sich dicht an ihn. Robert fühlte eine noch nie gekannte Welle der Erregung, als er seinen inneren Widerstand aufgab und sich von ihr behutsam durch seine erste Liebesnacht mit einer Frau führen ließ. „Manchmal kann der Einsatz für die Loge auch sehr vergnüglich sein“, dachte sie bei sich, als sich Robert nach Überwindung seiner anfänglichen Scheu als sehr zärtlicher und einfühlsamer Liebhaber herausstellt hatte und sie beide im Dunkel des heranbrechenden Wintermorgens zärtlich aneinandergeschmiegt einschliefen.

Ein Mann und zwei Frauen

Pulkau, 26. März 2029, 8:30

Eva, die Nachbarin der Sperls, blickte Stefan Sperl lange nach, nachdem er sie noch einmal zum Abschied geküsst und sich auf den Weg nach Hause gemacht hatte. Er würde sich jetzt wohl der Aufgabe widmen, das Chaos zu beseitigen, das seine Frau und seine drei Kinder hinterlassen hatten, bevor diese mit dem A-Taxi Richtung Gesamtschule Horn aufgebrochen waren. Was für eine Verschwendung, dachte sie nicht zum ersten Mal, dass dieser kultivierte und feinsinnige Mensch seine Lebensbestimmung darin gefunden hatte, den Hausmann zu geben, um dieser ehrgeizigen – sie unterdrückte einen unfeinen Ausdruck, der ihr gerade in den Sinn gekommen war – den Rücken freizuhalten für ihre Ambitionen. Ihr und diesem penetranten Hofrats-Pensionisten, der ihr den Hof machte, mit seiner drallen Tochter in ihrem roten Sportcabriolet, die hier von Zeit zu Zeit auftauchte. Und wenn die Gerüchte stimmten, die man hinter ihrem Rücken weitertuschelte – war die ach-so-angesehene Geschäftsführerin dieser neumodischen „Genossenschaft“ auch keine Kostverächterin. Die zugehörigen Ehefrauen duldeten und schwiegen – schließlich rollte dafür der Rubel, und sie wussten, wem sie das schuldeten.

Sie hatte mit Stefan in der letzten Zeit öfter darüber gesprochen. Er hatte ein ganz gutes, wenn auch nicht übertriebenes Talent zu schreiben, sie hatte ihn ermuntert, die ein oder andere Buchrezension zu verfassen, und diese auch in einem der Fachblätter untergebracht, für die sie freiberuflich arbeitete. Doch er biss nicht recht an. Das Arrangement, das er mit Carina getroffen hatte, schien im heilig. Oder einfach bequem. Was Wunder auch: er hatte zwei Frauen in Gehweite zur Verfügung – zumindest vermutete sie, dass die Sperls auch eine eheliche

Beziehung hatten – und musste dafür nicht viel mehr tun, als täglich ein paar Teller und Tassen in den Geschirrspüler zu räumen. Der Rest seiner Zeit gehörte ihm, und wenn sie, Eva, gerade im Weinviertel war und nicht arbeitete, stand sie ihm als angenehmer Zeitvertreib zur Verfügung. Was ihr wieder nicht unangenehm war: ihre anstrengenden und oft frustrierenden Affären in Wien hatte sie im Laufe der Zeit einschlafen lassen, es war doch viel angenehmer, hier heraus zu kommen und die Gesellschaft Stefans zu genießen, der von ihr weder Motorradtouren noch Kletterpartien ins Hochgebirge noch ausgedehnte Touren durch die City bis früh morgens wollte, sondern mit ihr Musik hörte, über Gott und die Welt philosophierte und – sie lächelte – das andere passte auch.

An jenem Morgen reifte in ihr ein Entschluss. Und dieser Entschluss führte schon 10 Minuten später dazu, dass sie die Verordnung zerriss und in den Papierkorb warf, die sie seit ihrem letzten Besuch beim Gynäkologen in ihrer Handtasche herumtrug.

8:45

Stefan war auf dem Weg nach Hause sehr nachdenklich. Irgend etwas war anders gewesen an Eva, es hatte an der Leichtigkeit gefehlt, die die Abende und Nächte mit ihr sonst auszeichnete. Sie hatte wieder mit dem Thema angefangen, dass er öfter für Zeitschriften schreiben sollte. Ja, er hatte das ihr zuliebe getan, sie hatte ihm zuliebe für eine Veröffentlichung gesorgt, aber er war durchaus in der Lage, die wenigen und mäßigen Benutzerkommentare zu deuten.

Steckte da etwas anderes dahinter? – Eva kam nach wie vor alle zwei, drei Wochen nach Pulkau heraus, blieb meist ein paar Tage, selten wurde es eine Woche. War es in der letzten Zeit öfter geworden? Er hatte nicht wirklich darauf geachtet. Wenn

sie nicht da war, hatten sie kaum Kontakt, sein Verhältnis zu Carina war im Großen und Ganzen entspannt, wenn sie auch durch ihre neue Aufgabe wenig zu Hause war. Die kleinen Nadelstiche, die ihm ihre Affären bereiteten, konnte er leicht ausblenden. Was er für sich beanspruchte ... Um Wolfgang Gerhold machte er allerdings einen großen Bogen, diesen selbstverliebten Gockel ertrug er nur schwer. Zum Glück hatte er wegen ihm selbst und der drei Kinder nur selten Gelegenheit, im Haus der Spersls um Carina herumzuschwänzeln.

Er erreichte die Haustüre, die zu seiner Überraschung nicht versperrt war. Von Carina war zunächst nichts zu sehen, er ging also in die Küche, öffnete das Fenster weit, um den Zigarettengeruch zu vertreiben und begann, das Frühstücksgeschirr in die Spülmaschine zu räumen. „Guten Morgen“, kam es plötzlich aus dem Türrahmen der Küchentür. „Hattest du eine gute Nacht?“ – Er konnte sich immer noch schwer an die Distanzlosigkeit gewöhnen, mit der sie seine Beziehung zu Eva behandelte. „Ja, aber ein bissl was ist noch da“, gab er mit einem schelmischen Grinsen zurück, ging auf seine Frau zu, küsste sie auf den Mund – „Guten Morgen Liebling“ – und fasste sie um die Hüfte.

Sie schüttelte ihn ab. „Nix da, rote Blume. Aber gegen ein Frühstück hätte ich jetzt nichts einzuwenden.“ Carina hielt wenig von Literatur, aber dieses Zitat aus der „Kameliendame“ hatte sie einmal irgendwo aufgeschnappt, und es schien ihr zu gefallen. „Ich zieh mir nur schnell noch was an.“

Stefan räumte den Küchentisch inzwischen fertig ab, deckte neu und stellte aus den Resten ein akzeptables Frühstück zusammen, die die Kinder von der frühmorgendlichen Gebäcklieferung per Drohne übriggelassen hatten. Dazu für Carina Kaffee – der Industrie war immer noch nichts Besseres eingefallen als Kapselmaschinen – und für sich einen Earl Grey, altmodisch

aufgegossen mit einem Teesieb. „Sie ist immer noch eine sehr fesche Frau“, dachte er, als sie in einem für die Jahreszeit zu luftigen Sommerkleid in die Küche kam. Ihr schwarzes Haar, der sonnengebräunte Teint zum hellen Stoff ... „Bittesehr, der Kaffee ist fertig“, lächelte er ihr zu. Eine Minute später füllte der Rauch ihrer unvermeidlichen Zigarette wieder den Raum.

Eine Entscheidung

Rosenburg am Kamp, 28. März 2029

Pierre Fayot blickte von seinem Schreibtisch auf, als es an die Tür klopfte. „Oui?“ – „Ah, ma chère.“ Sein Lächeln erstarb, als er den Zustand sah, in dem seine Tochter hereinkam. Blass, Ringe unter den verweinten Augen, schien sie ihm noch fragiler, noch verletzlicher, als er sie ohnehin ständig vor Augen hatte, er, der stolze, aber auch beschützende Vater. Er stand rasch auf, ging auf sie zu und nahm sie wortlos in seine Arme. Sie schluchzte eine Weile, lehnte sich an seine Schulter.

Pierre wartete einfach ab. Er wusste, er konnte im Augenblick nicht mehr tun, als seiner innig geliebten Tochter Halt geben, sie fühlen lassen, wie sehr er sie liebte. Es würde auch nicht lang anhalten, bis ihr Stolz und ihr unbändiger Wille wieder die Oberhand gewinnen würden. Er wusste es auch besser als es persönlich zu nehmen, dass sie sich nach einigen Minuten fast unwillig von ihm losriss, ungeduldig mit beiden Händen durch ihr Haar fuhr, ihn aber gleichzeitig hilflos anblickte wie eine Fünfjährige, weil sie wieder einmal kein Taschentuch griffbereit hatte.

Mit stoischer Ruhe reichte Pierre ihr ein Papiertaschentuch, wandte sich diskret ab, schenkte derweil zwei Gläser guten Cognac ein, nahm eine Zigarette zur Hand, zündete sie an und reichte sie genau im richtigen Augenblick seiner Tochter weiter. „Merci, Papa“, sagte diese nur und setzte sich rittlings auf den lederbezogenen Schemel, der neben seinem Lehnstuhl stand.

Es war ein vertrautes Ritual zwischen ihnen. Wenn Fiona Sorgen hatte, kam sie auf eine Zigarette zu Papa. Und die Nüsse, die sie ihm zu knacken mitbrachte, wurden mit zunehmendem Alter nicht einfacher. Liebessachen, Ausbildung, berufliche

Ambitionen, Streit mit der Mutter: All dies hatte er sich schon geduldig angehört und stets versucht, den Spagat zwischen väterlichem Rat und ihrem unbändigen jugendlichen Willen nach bestem Wissen und Gewissen zu vereinbaren. Immerhin machte ihn ein wenig stolz, dass sie immer wieder zu ihm kam und auch keine Scheu hatte, ihre intimsten Geheimnisse mit ihm zu teilen. Ein Vertrauen, das ihm aber auch heilig war und das zu missbrauchen ihm das Schlimmste schien, was er seinem Kind antun konnte.

Er wandte sich ohne Hast den beiden Cognacschwenkern zu, reichte einen seiner Tochter, setzte sich schwer in den Lehnstuhl – „Santé, ma chère“ – und wartete. Es gab nur eine Regel: Sie musste beginnen, wenn sie so weit war.

Die Heftigkeit ihres Ausbruchs traf ihn dennoch unvorbereitet. In der für sie typischen Mischung aus Deutsch und Französisch – ein Alarmsignal, sie tat das nur, wenn sie emotional am Limit war – sprudelte es regelrecht aus ihr heraus. Er hatte Mühe, ihr zu folgen, doch so viel verstand er: Als Preis für ihre weitere politische Karriere sollte sie einen CFB-ler heiraten, den sie nicht liebte, weil der Industrielle, der AÖ finanzierte, das mit den grauen Eminenzen des CFB so ausgemacht hatte. Und er hatte Mühe, nicht zu zeigen, wie sich bei diesem Gedanken alles in ihm zusammenkrampfte. Und dass sie selbst das Ganze als Pro-Forma-Angelegenheit um der Karriere Willen überhaupt in Erwägung zog, machte die Sache für ihn nicht besser.

Als sie geendet hatte und ihn mit großen feuchten Augen ansah, voll der Hoffnung, dass Papa jetzt die erlösenden Worte sprechen und alles wieder gut werden würde, kämpfte er selbst mit den Tränen. Es gab diese Worte nicht, zumindest wusste er sie genauso wenig wie sie. Und er wusste noch eines: Sie würde sie nicht hören wollen. Er stand also auf, reichte ihr wieder ein Taschentuch, wandte sich eine Weile ab und blickte durch das

große Fenster in den sonnendurchfluteten Garten. „Komm mit mir“, sagte er nach einer Weile. Zu seiner Überraschung nahm sie seine Hand, die er ihr bot, und sie folgte ihm stumm. An einem Rosenstock, der gerade zarte Knospen zur ersten Blüte des Frühlings zeigte, blieb er stehen.

„Diesen Rosenstock haben Mama und ich im Sommer deiner Geburt hier gepflanzt“, sagte er ruhig. Er schweig lange und betrachtete eine der Knospen. Er spürte, wie die Hand seiner Tochter in der seinen zitterte. „Ich wünschte mir, dass du immer so verwurzelt sein würdest wie dieser Strauch. Und“ – er schweig lange – „vielleicht einmal jemanden finden würdest, der dich so achtsam liebt, achtet und ehrt, wie Brigitte und ich seine Blüten.“ – „Und dich, Fiona Élise.“

Ein Schmetterling setzte sich auf einen frischen Trieb der Rose, verweilte kurz. „Doch du, mein Kind, bist wie dieser Schmetterling.“ Er drückte ihre Hand ein wenig fester. „Fiona, in dieser Frage kann ich dir nicht raten, wenn ich dein innerstes Wesen respektieren möchte. Ich kann dir nur so viel sagen: Hier“ – er machte eine verschwenderische Geste über das liebevoll gepflegte Anwesen – „wirst du Wurzeln haben, solange Brigitte und ich leben. Und hier wirst du immer unsere bedingungslose Liebe finden, mein kleiner Schmetterling.“

„Victor habe ich wenigstens geliebt. Doch war nicht er wie der Schmetterling, so bestimmungslos durch die Welt treibend?“ – „Nein mein Schatz. Und sei ehrlich zu dir selbst. Victor ist, was er ist. Auch er zahlte seinen Preis dafür, schon mehrfach. Unter anderem hat er dich verloren. Und seine Arbeit. Aber er steht zu sich selbst, auf seine Weise. Und wie er sich diesem Mädchen gegenüber verhalten hat, letzten Sommer, das verdient jedenfalls meine Achtung.“

Fiona biss sich auf die Unterlippe. Woher wusste Papa überhaupt von der Geschichte? Und hatte Victor wirklich nicht ...?

„Weißt du Papa“, sagte sie plötzlich sehr leise, „ich schäme mich manchmal selber dafür, aber ich kann von dieser Welt nicht lassen, die mir da plötzlich offensteht. Vizekanzlerin, mein Gott. Vor einem Jahr habe ich der Vizekanzlerin noch ihre Präsentationen vorbereitet und mich von ihr behandeln lassen müssen wie ein Schuhabstreifer. Jetzt hört die Republik zu, wenn ich spreche.“

„Ja, ich habe dich im Fernsehen gesehen, mein Kind.“ Auch Pierre konnte aus seiner Haut nicht heraus. Er fand Fiona auf ihre Art gut, aber wer Charles de Gaulle, Bruno Kreisky, Willy Brandt, Helmut Schmidt oder auch Margaret Thatcher hautnah erlebt hatte, der wusste, dass Politik eben nicht von talentierten Schauspielern nach der Regie einer PR-Agentur gemacht wurde. Und er machte sich keine Illusionen: Ohne die vorbereiteten Scripts, ohne die schützende Hand der Message Control würde sie keines der Interviews lange überleben, in denen sie dank perfekter Inszenierung so glänzen durfte. Und ohne den Umstand, dass ein politisch gebildetes Publikum am Aussterben war.

„Aber warum verlangen sie das jetzt von mir, Papa?“, maulte sie. Die Antwort, die er ihr jetzt geben musste, schmerzte ihn wohl noch mehr als sie: „Weil du es tun wirst, mein Kind. Was ich sehen kann, können auch andere sehen.“ Er schluckte den Rest dessen, was ihm noch auf der Zunge lag, hinunter: „Nur, dass ich dich liebe, mein Kind, und mir das Zusehen daher unendlich weh tut.“

Er ließ sie los: „Und jetzt flieg. Frag mich nicht, was du tun sollst, wenn du es ohnehin schon weißt.“ Wie auf ein Kommando entfaltete das wunderschöne Insekt seine Flügel und flatterte weiter. Sie blickten ihm beide nach, bis es in den Weiten des Gartens verschwand.

Pierre sah, wie sich Fiona unwillkürlich aufrichtete. Ihr Blick war plötzlich wieder klar, das Feuer ihrer unbändigen Willenskraft kehrte nahezu augenblicklich zurück. Pierres Gedanken kehrten einen Augenblick zu seiner viel zu früh verstorbenen Mutter zurück. Fiona hatte sie nicht mehr kennengelernt, doch für ihn lebte sie in seiner Tochter weiter, nicht nur äußerlich, sondern auch in der unerbittlichen Härte gegen sich selbst, wenn es um die Erreichung von Zielen ging.

Sein Blick blieb an der Terrasse hängen, auf der Brigitte gerade den Tisch zur Jause deckte. „Doch jetzt komm, Maman wartet schon. Sie hat sicher für uns gebacken.“ – „Geh schon mal vor, Papa, ich brauche noch zehn Minuten. So will ich ihr nicht unter die Augen treten.“ Pierre lächelte. „Liebe darf niemals Bedingungen stellen“, dachte er bei sich, als sie im Haus verschwunden war, ohne auch nur seine Antwort abzuwarten. Er schlenderte ohne Hast zur Terrasse. „Alles in Ordnung?“, fragte Brigitte ihn. Er sah sie lange nachdenklich an. „Ich denke schon. Sie wird tun, was sie will, und wir werden für sie da sein.“ – „Sie hat nicht den schlechtesten Vater“, gab Brigitte zurück und küsste ihn auf den Mund. „Sie braucht noch zehn Minuten, nicht wahr?“ – „Und eine kluge und schöne Mutter“, gab er zurück und fasste sie um die Hüften. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, und lange verharreten die beiden in einem innigen Kuss, bis Brigitte sich von ihm losmachte. Einen Augenblick später kam Fiona auf die Terrasse. „Pardon, Maman, ich musste mich noch umziehen.“ „Bien, ma chère“, lächelte sie „hier warten keine Fernsehkameras auf dich. Wollen wir zu Tisch gehen?“

Eine Zusage

Niederösterreichische Landes-regierung
Referat für Schule und Bildung
Erwin Pröll-Gasse 3
3100 St. Pölten

Mag. Katharina Obermaier
Onno-Klopp-Gasse 10/3
1140 Wien

St. Pölten, 18.4.2029

Ihre Bewerbung an der Gesamt-schule Horn

Sehr geehrte Frau Mag. Obermaier,

Sie haben sich um eine Stelle als Fach-lehrerin oder Fach-lehrer für Deutsch und Geschichte an der Gesamt-schule Horn beworben. Die Gesamt-schule Horn hat Sie für die Stelle als Fach-Lehrerin oder Fach-Lehrer ausgewählt. Teilen Sie uns bitte mit, ob Sie die Stelle als Fach-Lehrerin oder Fach-Lehrer an der Gesamt-schule Horn ab 3.9.2029 antreten werden.

Freundliche Grüße

(digital signiert)

Erläuterungen im Sinne des Verwaltungs-Transparenz-gesetzes 2024

Sie wurden als Fach-Lehrerin oder Fach-Lehrer an der Gesamt-schule Horn ausgewählt.

Sie müssen auf dieses Schreiben innerhalb von 4 Wochen antworten. Wenn Sie nicht antworten, bleibt Ihre Anstellung als Fach-Lehrerin oder Fach-Lehrer an der Gesamt-schule Wien-Donaustadt IV aufrecht.

Dieses Schreiben ist barriere-frei. Wenden Sie sich an den Ombuds-mann für Barriere-freiheit, wenn Sie Schwierigkeiten haben, dieses Schreiben zu verstehen.

Wien-Neubau, 25. April 2029, 14:30

Katharina Obermaier hatte das Schreiben der niederösterreichischen Schulverwaltung noch einmal zur Hand genommen, das ihr die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches verhielß. Das hieß für sie weg aus der Gesamtschule Donaustadt, wo sie bei der großen Mehrzahl ihrer Schüler darum kämpfte, dass sie wenigstens solche, in Idiotensprache verfassten Schreiben zu verstehen lernten. Sie hatte es gründlich satt, Hoffnungslosigkeit und funktionalen Analphabetismus zu verwalten. Sie fragte sich allerdings, wie weit die Republik noch von funktionalem Analphabetismus entfernt war, wenn die Bürokratie es schaffte, das Konzept der „Leichten Sprache“ so weit zu verballhornen, dass dabei das herauskam, was sie gerade in Händen hielt.

Sie lehnte sich auf dem Sofa zurück und schloss noch kurz die Augen. Der Nachmittag würde noch schwierig werden.

16:30

Die beiden Geschwister Victor und Sandra Csalodas saßen gemeinsam mit Katharina um den Esstisch in der Wohnung Vectors. Katharina hatte ihnen beiden soeben ihren Entschluss mitgeteilt, das Angebot annehmen zu wollen, an der Gesamtschule Horn zu unterrichten. Sandra war sofort begeistert: „Da kommst du endlich weg aus der Donaustadt, wo sie so eine nette Lehrerin wie dich ja gar nicht verdient haben. Und die Probleme, dass die Hälfte deiner Schüler gar nicht erst zum Unterricht kommen, hast du da draußen sicher auch nicht. Also, ich würde auch mit beiden Händen zugreifen.“ Nach diesen Worten verstummte sie, denn es wurde ihr wieder einmal ihre eigene Situation bewusst: Sie selbst hatte immer noch keinen Schulabschluss, lebte bei Franz Bartosch, einem Wiener

Straßenbahnfahrer, und verschwendete, wenn sie ehrlich zu sich selbst war, ihre Jugend.

Victor saß scheinbar unbeteiligt daneben. Das würde wohl bedeuten, dass er ab Herbst zu Katharina eine Fernbeziehung führen und sie nur mehr am Wochenende zu Gesicht bekommen würde. Er hatte sich in dem halben Jahr sehr an ihre Anwesenheit in seiner Wohnung gewöhnt, mochte die Art, wie sie dieser mit Kleinigkeiten eine freundlichere Note zu geben verstand, liebte die Abende mit ihr, die Vielzahl der Themen, die sie aufbrachte, die Bücher, die sie ihm vorstellte. Kurz: er liebte Katharina und wollte sie nicht in seinem Leben missen.

„Na, ihr beiden, so richtig könnt ihr euch aber doch nicht freuen.“ Katharina blickte in betroffene Gesichter. Sie wusste natürlich zu gut, was in den Geschwistern vorging, doch sie musste behutsam zu Werke gehen, wollte sie mit dem Plan, den sie natürlich längst im Hinterkopf hatte, auch durchdringen. „Was ist denn nun mit dir, Sandra, hast du nicht letzten Herbst versucht, eine Maturaschule zu beginnen?“ Mit Victor zu beginnen, das würde wohl nicht funktionieren, also probierte sie es anders herum. „Ach, Katharina, das funktioniert alles immer nur ein paar Wochen. Ich weiß ja, es liegt auch an mir, aber Franz macht das alles wirklich nicht einfacher. Ist er unter Tags zu Hause, geht mal sowieso nichts, der Fernseher läuft die ganze Zeit, und Franz braucht ununterbrochen Aufmerksamkeit, um nicht ins Saufen und in Übellautigkeit zu verfallen. Und ist er im Dienst ... Nun, oft brauche ich dann die Zeit einfach für mich, ich habe dann keine Energie, in eine Schule zu fahren oder stundenlange Hausübungen zu machen.“ Katharina nickte verständig. „Was würdest du denn brauchen, Liebes, damit es besser funktionieren würde?“

Sandra zögerte. Es fiel ihr schwer, zu Fremden rasch Vertrauen zu fassen, und sie hatte Katharina in dem halben Jahr kaum drei

Mal getroffen. Und sie wusste auch nicht, ob Victor schon be-
griffen hatte, wie es um sie stand, obwohl sie es ihm schon ein
paar Mal erzählt hatte. Doch die Lehrerin machte so einen si-
cheren, vertrauenserweckenden Eindruck. Sie holte also tief
Luft: „Ich glaube immer mehr, ich müsste einmal von Franz los-
kommen. Aber es ist wie ein Teufelskreis, wo soll ich denn hin,
nur mit dem Bürgergeld? In die Ghettos? Da hab' ich es bei
Franz noch besser, der hat wenigstens eine anständige Woh-
nung.“ Sie lebten in einer der großen Wohnhausanlagen, die
noch das „rote Wien“ im vorigen Jahrhundert in „Trans-
danubien“ errichtet hatte, der linken Donauseite, die von bür-
gerlichen Wienern immer noch abschätzig betrachtet wurde.

„Und wenn du allein leben würdest: Glaubst du, dass es dann
leichter ginge?“ Sandra dachte nach. An Franz lag ihr nichts,
und es lag ja nicht so sehr an ihren mangelnden Fähigkeiten,
sondern – da war sie ehrlich zu sich selber – sie war halt keine
Kämpferin und ließ sich leicht ablenken. Aber wenn weniger
Ablenkungen da wären? „Naja, ich denk schon, dass ich das
schaffen könnte. Aber erst mal ...“ – „Könnte oder kann?“ Ka-
tharinas Ton war plötzlich bestimmt. „Denk dir mal, alle ande-
ren Probleme wären gelöst. Kannst du dann?“ Sandra
schluckte. Warum fragte Katharina das? Andererseits hatte sie
gerade ganz stark das Gefühl, dass ihr da eine Hand entgegen-
gestreckt wurde ... Einmal noch tief Luft holen: „Ja, Katharina,
ich kann das.“

„Gut, dann wenden wir uns der Frage zu, wie wir das umsetzen
können. Victor?“ Victor schreckte aus seinen selbstmitleidigen
Gedanken auf. „Wie schaut es mit dir aus? Bist du bereit, auch
einen Beitrag zu leisten, dass deine Schwester von Franz los-
kommt und ein eigenständiges Leben beginnt?“ – „Natürlich“,
sagte er brav. „Ich wüsste nur nicht, wie der aussehen könnte.“

Eine Stunde später hatte sie den beiden den Plan verkauft, den sie die ganze Zeit über schon im Kopf hatte: Sie würde mit Victor nach Schulschluss in das Haus in Mold ziehen, bis zum Schulbeginn würden sie das Haus so weit renovieren, dass sie dort gemeinsam gut leben konnten, und Sandra sollte ihren Neubeginn hier in der Wohnung wagen. Mit ihren Ersparnissen könnte man da schon einiges erreichen, Victor habe das Auto, und Zeit hätten sie auch genug. Victors Einwand, dass er dort noch weniger berufliche Perspektive habe, ließ sie nicht gelten. „Du musst beginnen, deine Augen offenzuhalten, statt dich selbst zu bemitleiden. Aber ich kann dir meine beiden zusätzlich anbieten. Gerade draußen am Land ist ein Lehrerposten eine hervorragende Networking-Plattform, da lernst hunderte Eltern kennen, die alle auch noch ein Leben rundherum haben.“

„Katharina“, meldete sich Sandra jetzt noch zaghaft zu Wort. „Aber wie verkauf ich das dem Franz? Wenn ich einfach gehe, dann tickt der sicher aus.“ Katharina sah sie eine Weile an. „Wozu bist du eine Frau, Liebes? Wenn er dich nicht gehen lässt, sorg einfach dafür, dass er dich rausschmeißt. Schlaf ein paarmal hier, wenn er im Nachtdienst ist, das reicht für den Einfallspinsel, und das geht sich gerade aus bis zum Sommer. Und wenn es früher ist: die paar Wochen schaffen wir auch zu dritt hier. Die Sachen, die dir wichtig sind, bring schon mal her, hast ja Zeit genug. Und“ – Katharina schaute sie noch einmal streng an – „Schulanmelden nicht vergessen. Wenn du da Hilfe brauchst ...“

Die beiden konnten nur mehr nicken. Zeit, sie wieder ein wenig aufzurichten, befand sie. „Aber jetzt genug Probleme gewälzt. Jetzt gehen wir runter zum Lindenwirt, und ich lad euch zum Essen ein.“ Kopfschüttelnd blickte sie den beiden nach, wie sie sich in kindlichem Eifer fertig machten. Das würde noch ein schönes Stück Arbeit werden, dachte sie bei sich und freute sich, wieder einmal eine lohnende Aufgabe vor sich zu haben.



Die Braut der Saison (früher Entwurf von K & M)

Eine Staatshochzeit

Mariazell, 16. Juni 2029, 14:55

Die Basilika Mariazell war mit geladenen Gästen bis auf den letzten Platz gefüllt, in gespannter Stille wartete alles auf den Einzug der Braut Fiona Fayot-Wieser. Nach dem Gesetz war sie ja nicht mehr Braut, die standesamtliche Verpartnerung hatte man am Vorabend über das Internet vollzogen. Ein paar Mausklicks, zwei digitale Signaturen, das war alles, was noch erforderlich war. Mit der Gleichstellung beliebiger Partnerschaften zwischen zwei bis vier Personen hatte man die Zivilehe samt standesamtlichen Trauungen und ihren besitz- und unterhaltsrechtlichen Folgen 2024 ganz abgeschafft und die Verpartnerung zum reinen Verwaltungsakt ohne wesentliche Rechtsfolgen gemacht. Wer eine Zeremonie wünschte, musste sich an eines der zahlreichen privaten Institute wenden, die die phantasievollsten Riten im Angebot hatten – oder eben an seine Religionsgemeinschaft. Zumindest die katholische Kirche beharrte allerdings unverändert auf ihren Regeln, wenigstens was den äußeren Schein anbelangte.

Wie mittlerweile Standard, erfolgte die Fernsehübertragung ausschließlich über fernbediente Kameras; die katholische Kirche hatte als Hausherr auch darum gebeten, auf die aus Werbegründen aufgestellten Kameraattrappen ausländischer Fernsehanstalten zu verzichten. So richtete das über dem Kirchenportal installierte Kameraauge die Blicke der Nation auf die Limousine französischen Fabrikats, mit der nun Pierre Fayot und seine Tochter vor den Stufen der Basilika vorfuhr.

Pierre entstieg dem Wagen in einem Cut. Die Jahrzehnte im diplomatischen Dienst hatten es für ihn zur Routine werden lassen, sich bei solchen Anlässen durch entsprechende Haltung in

Szene zu setzen. Er ging gelassen um den Wagen, öffnete seiner Tochter persönlich die Türe und bot ihr zum Aussteigen den Arm. Wie es die Regie vorschrieb, blieb sie am Wagen stehen und wandte sich dem Kirchenportal zu, um der Nation einen ungehinderten Blick auf die Braut der Saison zu ermöglichen.

Fiona sah genau so aus, wie es das Team um Vanessa von der Agentur K & M geplant hatte: mädchenhaft, aber doch eine staatstragende Erscheinung. Rein weiß hatte man verworfen, es war bei aller Diskretion doch unvermeidlich gewesen, dass einige Details aus Fionas Vorleben der Öffentlichkeit noch im Gedächtnis hafteten. So hatte man ein zart cremefarbenes Kleid gewählt, auf dem weit ausladenden Rock mit kleinen Rosenblüten besetzt, genau in der Farbe der Rosen im Brautbouquet. Ihr dunkles, für den Anlass extra kastanienfarben-rötlich getöntes Haar – der Kontrast ihres Naturschwarz zum Brautkleid hatte bei den Probeaufnahmen vor Vanessas strengem Auge nicht bestanden – war kunstvoll aufgesteckt und mit einem an ein Krönchen erinnernden Geflecht aus rosa und weißen Blüten verziert.

Pierre, der den Augenblick ein wenig abseits abgewartet hatte, trat nun von links an seine Tochter heran, bot ihr den Arm und führte sie an die Kirchenpforte, wo sie bereits von einem Weihbischof erwartet und begrüßt wurden. Zu den Klängen des Hochzeitsmarsches, der von einer örtlichen Trachtenkapelle aufgeführt wurde, schritten sie gemeinsam den Gang hinunter, rechts vorbei am Gnadenbild der Magna Mater Austriae und erreichten schließlich den Volksaltar, wo Franz Wieser in Galauniform eines Vizeleutnants des Bundesheers die Braut in Empfang nahm.

Pierre Fayot übergab sie mit einer etwas steifen, ansonsten aber filmreifen Verbeugung und nahm seinen Platz in der ersten Kirchenbank ein. Er gehörte zu den wenigen, die wussten,

dass Franz Wieser, dessen militärische Karriere sich auf einen halberzig absolvierten Einjährig-Freiwilligen-Dienst beschränkte, noch keine 14 Tage Vizeleutnant war. Und auch das nur auf Drängen der Landeshauptfrau, die damit die irrationale Pro-Bundesheer-Stimmung in weiten Teilen der Bevölkerung für Franz nutzen wollte und sich schließlich damit beim Niederösterreichischen Militärkommando durchgesetzt hatte.

Die Sakristeiglocke läutete, zum majestätischen Klang der mächtigen Orgel zog das „Who-is-who“ des österreichischen Klerus in die Basilika ein. Die Gemeinde erhob sich, und mit den rituellen Worten „Der Herr sei mit Euch“ eröffnete der Erzbischof die katholische Messliturgie.

Analysen

Wien-City, Innenministerium, 25. September 2029, 10:00

„Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen, dass Sie sich die Zeit für diese Dienstbesprechung genommen haben.“ Die Innenministerin blickte besorgt in die Runde: Dr. Alfons Reiter, Peter Mühlbauer, zwei Vertreterinnen der IT-Abteilung, ein Inspektor der IT-Revision und ein Mitglied der Gewerkschaft. „Mir ist informell zu Ohren gekommen, dass einzelne Sprengelwahlergebnisse, wie sie in den Sprengeln protokolliert wurden, nicht mit den Sprengelerggebnissen zusammenstimmen, wie sie publiziert wurden. Mir ist sehr daran gelegen, dass auch jeder Anschein, es könnte bei dieser Wahl etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, vermieden wird. Kann mir jemand schlüssig erklären, wie das zustande kommt? Vielleicht möchte die Revision beginnen?“

Mühlbauer wartete ab und ließ den Inspektor sprechen. „Ich danke für das Wort, Frau Ministerin. Um Ihnen einen Einblick in die Arbeit der IT-Revision zu geben, muss ich doch ein wenig ausholen. Dieses Anschauungsmaterial wird beim Verständnis helfen.“ Er gab einen Stoß etwa 40-seitiger Unterlagen in die Runde. „Geh bitte“, flüsterte eine der IT-Mitarbeiterinnen. „Möchten Sie das lieber erklären, Frau Oberoffizial?“, fragte die Ministerin bissig. „Entschuldigung“, sagte die Angesprochene und wurde rot. „Zunächst darf ich Ihnen die Grundsätze der Revisionsarbeit in hochsensiblen Bereichen der Informationstechnologie ...“

15 Minuten später hatte er geendet, ohne irgendetwas Konkretes gesagt zu haben. „Ich danke Ihnen, Herr Oberinspektor“, antwortete die Ministerin höflich. „Hat die IT-Abteilung hier noch etwas zu ergänzen?“ „Wir schließen uns im Wesentlichen

den Ausführungen der Revision an. Alle relevanten Kontroll- und Sicherheitsverfahren wurden eingehalten. Die Protokolle sind elektronisch signiert und jederzeit einsehbar. Wir haben keine ergänzenden Kommentare.“ „Danke, Frau Revidentin. Gibt es sonst noch Wortmeldungen?“ „Ich finde es unerhört, wie hier auf Kolleginnen und Kollegen versucht wird, Druck auszuüben, die langjährig bewiesen haben, dass sie der Republik mit all ihrer Kraft, selbstlos und uneigennützig dienen.“ Der Gewerkschafter, ein vierschrötiger Haudegen, sprach demonstrativ, was er für Hochsprache hielt. „Solange hier kein handfester Beweis auf den Tisch gelegt wird, dass etwas nicht stimmt, verbitte ich mir solche Verhöre. Und selbst wenn, ist vor jeder Anschuldigung genauestens zu prüfen, ob der Fehler nicht durch eine Fremdfirma oder einen externen Angriff verursacht wurde.“ Sein mächtiger Schnurrbart vibrierte vor Erregung. „Bitte, Herr Kollege, es versteht sich von selbst, dass diese informelle Besprechung einer ersten Beurteilung extern vorgelegener Vorhalte dient. Es wurde bislang weder ein Fehler identifiziert noch jemand beschuldigt.“ Die Ministerin blieb ruhig, sie war eine Karrierejuristin und war zutiefst überzeugt, dass ihre Form der Besprechungsführung der beste Weg war, den Sachverhalt zu klären.

„Darf ich als Projektleiter hier auch ein paar Worte einwerfen?“ Die Ministerin blickte unerfreut in Mühlbauers Richtung, sie hielt die uniformierten Dienstgrade allesamt für Radaubröder, die ihre Aufgabe darin sahen, Falschparker zu strafen und Demonstranten zu verprügeln. „Ich halte das auch für eine gute Idee“, ließ sich Reiter vernehmen. Die Ministerin schaute verunsichert in seine Richtung. „Na gut, wenn Sie meinen, Herr Sektionschef. Bitte, Herr Oberst.“

„Im Grunde ist das ganz einfach. Das, was die Wahlleitenden da beobachtet haben, hat schon seine Richtigkeit. Es entsteht dadurch, dass in den Sprengeln natürlich nur Stimmen

summiert werden können, die auch dort abgegeben wurden. Kann man mir so weit folgen?“ „Bitte fahren Sie fort.“ „Sie erinnern sich aus dem Fernsehen: Bundespräsident Leicht hat seine Stimme in Bruck an der Mur abgegeben. Er hat seinen Hauptwohnsitz aber in Wien-Döbling, seine Stimme wird also dorthin verschoben. Was denken Sie nun, was passiert, wenn die Wahlleiterin in Wien-Döbling die Stimmen für die SED aus ihrem Protokoll mit dem Endergebnis des Sprengels vergleicht?“ „Es ist eine mehr im Endergebnis, als sie registriert hat“, rief die jüngere der beiden IT-Mitarbeiterinnen. Die Ministerin schoss einen giftigen Blick in ihre Richtung, sie hasste ungefragte Einwände. „Oberst Mühlbauer, insinuiieren Sie bitte nicht das Wahlverhalten des Herrn Bundespräsidenten. Das ist ungehörig.“ Reiter berührte sie leicht am Arm. „Oberst Mühlbauer hat in der Sache schon Recht. Und dazu kommen noch die Internet-Stimmen, die ja auch auf die Sprengel aufgeteilt werden müssen. Sie sehen also, Frau Minister: die Zahlen können nicht übereinstimmen.“

„Herr Oberinspektor? Kann man das auch aus Ihrem Vortrag ableiten?“ „Selbstverständlich, Frau Minister. Das war eine der Kernaussagen.“ Dafür, dass ihm diese Idee noch nicht gekommen war, sprach er diesen Satz souverän. „Nun, die Meinung der IT-Abteilung haben wir ja schon gehört. Herr Kollege von der Gewerkschaft?“ „Es stellt sich wieder einmal heraus, dass die Kollegenschaft hier vollkommen falsch und leichtfertig beschuldigt wurde. Noch dazu wo die Ursache so offensichtlich ist. Ich denke, die Vorwürfe sind damit als haltlos vom Tisch. Ich verlange einen diesbezüglichen Protokollvermerk.“ Triumphierend schaute er in die Runde.

„Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen für diese konstruktive Aufklärungsarbeit. Herr Dr. Reiter, bringen Sie das Ergebnis bitte in die Form eines Kommuniqués des Ministeriums. Ob und wann es an die Presse geht, behalte ich mir persönlich vor. Ich

bitte Sie auch, einen Protokollentwurf vorzulegen und dem Wunsch des Kollegen von der Gewerkschaft zu entsprechen. Wenn es keine weiteren Punkte gibt ...“ Die Ministerin stand auf und verließ grußlos den Raum.

[...]

Wien-Josefstadt, 22:45

Der *Salon Après* der Loge „Zu den drei Freiheiten“ neigte sich dem Ende zu. Bürger Friedrich war bei seinen Abschiedshonneurs bei den beiden Helden des Abends angelangt. „Ihr habt Großes geleistet, die Republik steht in eurer Schuld“, sagte er überschwänglich, als er den beiden die Hand schüttelte. „Es ist vor allem Roberts Verdienst“, antwortete Mühlbauer bescheiden. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Bürger Robert. Lass dich auch einmal bei uns in der Lux Pontis Murensis sehen.“ „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Bürger Friedrich“, brachte der Angesprochene nur heiser heraus. Mühlbauer sprang ihm bei. „Jetzt, wo wir unbelastet von unserer Aufgabe sind, werden wir einer solchen Einladung gern einmal Folge leisten.“ Seine Worte verhallten ungehört, der Bundespräsident, ein ungewohnter Anblick in schwarzem Anzug und mit grüner Jakobinermütze, war schon wieder in der Menge verschwunden. Robert schaute ein wenig verloren, bis er eine Hand auf seinem Rücken verspürte.

„Na, du Held des Abends, setzt du dich noch ein wenig zu uns?“ Mit diesen Worten geleitete Bürgerin Bettina Robert an einen kleinen Tisch, an dem bereits zwei jüngere, ihm noch unbekannte Damen warteten. „Schaut, wen ich euch mitgebracht habe“, stellte sie Robert den beiden vor. „Alexandra, Kathi, das ist also der berühmte Bürger Robert.“ Die beiden begrüßten ihn mit Wangenküssen und nahmen ihn sofort auf dem breiten Sofa in die Mitte, das in ihrer Nische stand. Bettina schenkte

Sekt aus einer frischen Flasche ein. „Na dann *Santé*, der Abend ist noch jung.“ Die beiden Damen kicherten, als die vier anstießen.

Und wie geht es weiter?

Tja, alles wird hier natürlich nicht verraten, sonst hätte ich ja kein Buch schreiben müssen. Jetzt ist es an Ihnen, es auch zu lesen. Viel Spaß dabei, ob als Print- oder E-Book,

Ihr Hubert Anders